

Elke Steiner
Die Frau im Atelier
Roman

Elke Steiner

Die Frau im Atelier

Roman



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2021

1. Auflage Oktober 2021

literatur nr. 129

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverbild: Frau im Atelier, Öl auf Leinwand, Klaus Rubik, 2020

Autorenfoto: Sindy Brunner

Druck: OOK-PRESS KFT

ISBN 978-3-903322-39-4



GRAZ

I

Wanja schiebt die Gläser oder die Espressotassen über die Bar,
Marius trinkt und schiebt sie zurück. Zweierlei
Fingerabdrücke, die übereinander kleben. Das kann manchmal
schon genug sein an Kontakt.

ZERMAHLENE HASENKNOCHEN sind es angeblich, Häute und Knorpel von Kleintieren. Vielleicht haben sie auch Katzen genommen, wer weiß das schon. Oder Hunde. Marius steht vor der Leinwand und schüttelt das Glas mit dem bräunlichen Granulat. Er hat Angst, wie er immer Angst hat vor der leeren Leinwand, vor ihren Linien und tausenden Fäden, in die wieder alles hineinfließen wird und die alles aufsaugen und anders herauswachsen lassen wird, als er es gewollt hatte. Er hat Angst vor den ersten Strichen, vor der Farbe, den Proportionen. Er hat Angst, dass sie ihr Gesicht zeigen könnte, und deshalb wird er sie nur von hinten malen, von der Seite vielleicht, aus allen möglichen Perspektiven. Nur nicht von vorne. Nur nicht so, wie er sie zuletzt gesehen hat.

Seit den frühen Morgenstunden steht er hier, geht auf und ab, geht zum Fenster, wieder zurück, nimmt die Mütze ab, streicht die Haare nach vorne, und setzt sie wieder auf. Es ist immer das Gleiche, er findet keinen Anfang. Er braucht einen Espresso. Die verkrustete italienische Kanne hält ihn einige Minuten lang beschäftigt, bis es gluckert und zischt, das aufsteigende Kaffeearoma öffnet ihm die Nasenschleimhäute. Er atmet durch und stellt sich mit der Tasse in der Hand wieder vor die Leinwand. Dieser elende Anfang, das alles hier, es ist wie eine kranke Liebesbeziehung. Ein On-Off-Debakel. Kaum hat er den Anfang gefunden, kommen auch schon die Schmerzen. Es geht dann alles gleichzeitig, so ist es immer. Das Dunkelgold wird ihm unter die Schädeldecke kriechen, bis er sich winden wird und hoffen, dass

noch Migränetabletten in der Lade zu finden sind. Aber irgendwann wird sich etwas verändern. Das weiß er. Das hofft er. Dann werden die anderen Erinnerungen hervorkommen, dann kann er Adele so malen, wie er sie gesehen hat, als sie noch Leben in sich hatte. Als ihre Haut noch den Duft von Biskuit hatte und er sich in ihrem Dunkelgold vergraben konnte. Als sie Hand in Hand über Gehsteige gingen und Wiesen, und als er noch geglaubt hatte, das Leben wäre ein einziger langer Spaziergang an ihrer Hand.

Marius zieht die Mütze wieder vom Kopf und schleudert sie auf den Boden.

Sammeln, denkt er. Eins nach dem andern. Durchatmen. Das Dunkelgold hat noch Zeit. Zuerst die Grundierung mit dem Hasenleim. Die Leinwand scheint immer größer zu werden, das Fadengeflecht immer fordernder.

Durchatmen.

Er wendet sich ab, dreht sich zur Küche, die keine richtige Küche ist, sondern nur eine Ecke in seinem Atelier. Er nimmt einen zerbeulten Topf, schüttet etwas von dem Granulat hinein und vermischt es mit Wasser. Das Ganze schiebt er in die Ecke an die Wand, es soll in Ruhe einsumpfen. Meist lässt er es vierundzwanzig Stunden stehen. So lange hat er nun Zeit, die leere Leinwand zu betrachten, sich ihrer Dimensionen bewusst zu werden und auszuloten, wo ihr Körper sich wohlfühlen wird, wo ihre Haare sich ausbreiten werden, ob das Dunkelgold über den Rand hinausfließen wird und was dieses Bild dann wieder in ihm anrichten wird.

Es stinkt erbärmlich. Das Granulat ist trügerisch, wie brauner Zucker sieht es aus, kleine Perlen. Es riecht zunächst süßlich, aber kaum ist das Glas eine Minute lang geöffnet, hat er das Gefühl, in einer Tierhandlung zu sein.

Es eckelt ihn an, aber er will es so. Manche Dinge müssen eben sein, sagt er sich, und das mit dem Hasenleim ist so ein Ding.

Schließlich bleibt nichts anderes zu tun als der Griff zur Mütze und die Flucht aus dem Atelier. Zu aufdringlich der Gestank, zu aufdringlich die große Leinwand. Die Treppen hinunter, nur kurz auf die Straße und wieder hinein. In Wanjas Bar, dort kann er durchatmen.

Marius ist seit Jahren nirgendwo mehr gewesen, außer in der Bar im Erdgeschoß, im türkischen Supermarkt vis-à-vis und hin und wieder bei Behörden, Ärzten oder bei dem Anwalt, der sich um die Vermietung seines Elternhauses kümmert. Manchmal, wenn es regnet oder schneit, zieht er sich über seine Mütze noch die Kapuze der Jacke, dann fällt er nicht auf, dann sind alle Leute eingemummt. So streift er durch Galerien und Ausstellungen und sieht sich um. Alles andere geht nicht mehr. Will er nicht mehr.

Als Kind war er lange Zeit mit Mütze in der Schule. Er durfte sie während des Unterrichts aufbewahren. Trotzdem haben sie sie ihm in der Pause vom Kopf gerissen und »Alien« gerufen und »Missgeburt«. Aber das ist lange her und je weniger Kontakt er mit Menschen gepflegt hat, desto weniger von dieser Sorte sind ihm begegnet.

Das Atelier sollte nur eine Übergangslösung sein. Für die Zeit während des Studiums und vielleicht noch für einige Zeit danach. Aber es hat sich herausgestellt, dass es ein guter Platz zum Bleiben ist. Dass es nicht in der besten Gegend liegt, ist ihm gerade recht gekommen. Die guten Gegenden haben meist etwas Zwanghaftes an sich. Dort leben Menschen mit Plänen, mit geordneten Tagesabläufen und Sporttaschen. Hier aber ist es anders, hier wird er in Ruhe gelassen, niemand blickt ihm nach, die Leute haben

ihre eigenen Sorgen. Niemand stellt Fragen und niemand reckt den Kopf zum Fenster hinaus, außer vielleicht um eine Zigarette zu rauchen oder Kinder in die Wohnung zu rufen, meist in fremden Sprachen. Das Atelier ist seine Schutzhülle geworden, eine Regenhaut, die er über sein bescheidenes Marius-Schindler-Dasein ziehen kann, wenn es zu tröpfeln beginnt.

Bei Wanja wird kaum begrüßt, Marius weiß das zu schätzen, es handelt sich dabei keinesfalls um Unhöflichkeit, sondern eher um Behutsamkeit. Der übergewichtige Russe weiß genau, was Marius braucht. Das ist normalerweise Ruhe. Und Alkohol.

Leise Musik läuft im Hintergrund, Strawinsky vielleicht. Kaum hat Marius sich an die Bar gesetzt, bringt Wanja ihm ein paar Tageszeitungen.

Gin?, fragt er.

Marius nickt, und einen Espresso, sagt er. Manche Dinge müssen eben sein, und das mit dem Gin und dem Espresso ist so ein Ding.

Essen?, fragt Wanja, nachdem er die Getränke gebracht hat. Als Marius verneint, zieht sich Wanja zurück, er setzt sich an den kleinen Tisch gegenüber der Bar und löst Kreuzworträtsel. Später setzt Marius sich dazu und starrt aus dem Fenster. Die Musik ist längst zu Ende, keine anderen Gäste sind im Lokal, nicht einmal ein Postbote oder ein Rosenverkäufer verirrt sich an diesem Tag in das russische Restaurant. Hier kann Marius in Ruhe sinnieren.

Männliche Ente mit fünf Buchstaben, sagt Wanja in die Stille hinein.

Donald Duck.

Fünf Buchstaben!

Dagobert?

Wanja steht auf, bringe ich Essen, sagt er und verschwindet in der Küche. Nach dem dritten Gin hat er Marius die ganze Flasche hingestellt und wie immer weiß er, wann es Zeit ist, etwas zu essen. Meist fragt er Marius dann gar nicht mehr.

Das Nachmittagslicht fällt schräg ins Atelier, ein langgezogenes Dreieck, in dem bunte Partikel schimmern. Sie dringen bis in die Küchenecke, wo der Topf mit dem Hasenleim steht. Marius zieht ihn hervor und erwärmt die eingesumpfte Masse auf der linken Herdplatte. Die rechte ist schon lange kaputt, aber wozu auch zwei Herdplatten für eine Person.

Es ist ein Schauspiel, zu beobachten, wie sich die schwere Flüssigkeit zu bewegen beginnt. Marius braucht kein Thermometer. Er taucht den Zeigefinger ein, solange er keine Brandblasen bekommt, weiß er, dass die Temperatur passt. Fünfzig bis sechzig Grad maximal, das heißt aber auch maximaler Gestank. Er nimmt das gerne in Kauf, gibt es doch keine bessere Art, um einer Leinwand Spannung zu verleihen. Er schnippt mit den Fingern an das rohe Leinen. Geräuschkontrolle. So macht er das immer, er braucht den Vergleich. Vorher-Nachher. Die beigen Fäden antworten beiläufig, *tapp tapptapp*. Nach dem Hasenleim, wenn alles getrocknet ist, morgen vielleicht, wird der Malgrund gespannt sein wie eine Trommel, *dum dum dum*, so wird es sich dann anhören. Vorausgesetzt es gelingt ihm, den Leim gleichmäßig aufzutragen. Dazu muss er eine freie Fläche im Atelier schaffen, muss er die Leinwand auf den Boden legen. Er trägt ein paar Dinge weg, schiebt Papierrollen und Holzteile zur Seite. Dann legt er los.

Das Auftragen ist eine monotone Tätigkeit, in der er sich gerne verliert, meist am Boden kniend, summend. Endlich ein Tun, die Angst kann sich legen, wird mit dem Pinsel auseinandergestrichen. Sie scheint mit dem schlierigen Leim zwischen den Fäden der Leinwand zu verschwinden. Marius wird etwas ruhiger, nur hin und wieder spürt er kleine Zacken im Magen. Die großen Zacken kommen meist erst mit dem Dunkelgold. Bald kann er es auftragen, dann wenn die Grundierung trocken ist. Dann kann es sein, dass er tagelang nicht aus dem Haus geht, nächtelang nicht. Dass er eins wird mit der Farbe und einsinkt in den Malgrund, dass er nicht mehr sein Atelier bewohnt, sondern nur noch die Leinwand. Er wird so lange im Dunkelgold versinken, bis die Zacken im Bauch verschwinden. Er wird in ein rhythmisches Pinseln verfallen, in etwas Weiches, das er auch gerne im Leben suchen würde, aber er weiß nicht, wo er da anfangen soll.

Es dauert lange, bis die ganze Leinwand mit dem Hasenleim bedeckt ist. Marius braucht zwischendurch eine Pause, die Knie schmerzen, obwohl er ein Kissen untergeschoben hat. Er muss aufstehen und sich bewegen, überlegt, in die Bar zu gehen, aber er ist noch nicht fertig und womöglich stinkt er nach getrockneten Kleintierteilen. Er kocht eine Kanne Espresso und geht von einem Ende des Ateliers ans andere, schüttelt die Beine aus und setzt sich mit der Kaffeetasse in der Hand auf die Couch. Sein Blick gleitet über die Bilder, die sich im Atelier stapeln, die an den Wänden lehnen oder an Staffeleien.

Das Dunkelgold ist nicht immer in Bewegung, in manchen Bildern fließt es ganz und gar nicht, breitet sich nur aus und ist ein stilles Feld. In anderen wiederum scheint ein Wind aufzufrischen, die dunkelgoldenen Strähnen wehen

aus den Leinwänden heraus. Diese Farbe gibt es nur hier, auf seinen Bildern, nur hier in seinem Atelier. Er hat sie erschaffen. Aus der Erinnerung herausgemischt.

Ich nehme alle vierzehn, hat der Galerist gesagt und dann, nach dem Ausmessen und Kalkulieren, wollte er noch drei dazu. Es müssen siebzehn sein, hat er mit seiner Blechstimme gesagt. Siebzehn in dieser Größe, bis Ende Mai. Schaffen Sie das? Und Anfang Juni dann die Vernissage. Über den genauen Termin würden sie noch sprechen, jedenfalls sollte Marius dort anwesend sein.

Jedenfalls?, hat Marius nachgefragt. Er gehe nämlich nicht gerne unter Leute, hat er gesagt, und dass er nicht nur nicht gerne unter Leute gehe, sondern regelrecht ein Problem damit habe. Dass er sich überhaupt fernhalte von Menschen. Generell.

Der Galerist hat daraufhin etwas Undeutliches gemurmelt, irgendetwas von »Andrang« und »einigen« und dass sich um seine Galerie noch alle gerissen hätten, oder so ähnlich. Dabei hatte er fortwährend genickt und abgehackte Töne aus seiner Kehle geworfen, vermutlich seine Art zu lachen. Marius wird keinesfalls dort hingehen. Nicht einmal, wenn er es unterschrieben hätte.

Die Serie ist ansprechend, hat er gemeint, der Galerist, um nicht zu sagen vielversprechend, aber das wissen Sie wohl selber, sonst hätte ich Sie nicht aus ihrem Atelier geborgen.

Geborgen!, Marius hätte am liebsten laut aufgelacht, aber das hat er noch nie getan. Er hält sich wohl für einen Goldgräber, der Herr Galerist. Befreit Rohdiamanten aus ihren armseligen, eingeschlossenen Umgebungen, um sie in seiner Galerie erstrahlen zu lassen. Dass es bei seinen Bildern tatsächlich um Gold geht, ist nun eben das

Zweischneidige an der Sache. Immerhin, siebzehn Bilder, das gab es noch nie. Es wäre nicht schlecht, wieder mal ein wenig Geld zu verdienen. Mit den monatlichen Einnahmen aus der Vermietung des Elternhauses kommt er ganz gut über die Runden. Aber das hat er nicht verdient. Nicht nachdem, was er getan hat.

Es gab Zeiten, da konnte er sich noch ein anderes Leben vorstellen. In den Zukunftsfotografien, die er in seinem Kopf herumtrug, tauchte immer eine Frau auf, manchmal auch dieses typische Kleinfamilien-Bild, es hätte ein durchaus passabler Lebensentwurf sein können. Hin und wieder lernte er tatsächlich Frauen kennen, sie taten fasziniert von ihm. Kaum eine, die nicht über seine Augen stolperte, ja regelrecht hineinfiel, wo hast du nur dieses Blau hergestohlen? Vielleicht haben auch seine dunklen Haare etwas vorgelegt. Dicke Strähnen, glänzend, meist schulterlang. Sie versprachen den Frauen offensichtlich etwas. Vielleicht ein Hineinwühlen, ein Sich-Festhalten. Aber das konnte er nicht bieten, er war nicht imstande dazu, da war immer die Mütze. Und wenn er auch Frauen hatte, die das beim ersten Mal abgefahren fanden, edgy, sagte Teresa, du bist eben anders. Irgendwann kam der Zeitpunkt, wo sie ihn ohne Mütze wollten, sie haben es nicht ausgehalten. Sie sind ungeduldig geworden, ihr Charme ist dann schnell ins Gegenteil gekippt, die Blicke kalt geworden. Schimpfwörter wurden ihm an den Kopf geworfen und Kleidungsstücke auf seinen nackten Bauch, bevor sie aus der Wohnung stürmten. Dass er seine Mütze abgenommen hat, hat meist alles zerstört.

Bei Katja schien es anders zu sein, mit ihr hätte er sich alles vorstellen können, auch dass sie den Anblick ertra-

gen würde. Aber auch sie hatte kein Verständnis für seine Scham, hat sich letztendlich in die Reihe jener eingereiht, die sich nie wieder gemeldet haben. Wenn er daran denkt, hört Marius noch heute ihre Schritte nachhallen. Mit ihnen verschwanden die Zukunftsfotografien endgültig, wurden zu überbelichteten und unwirklichen Bildern. Eine Flucht an einem Sonntagmorgen. Katja war Austauschstudentin, sie hatten sich bei einer Ausstellung kennengelernt. Sie hatte das zweite Mal bei ihm übernachtet, ein versifftes Atelier ist für junge Kunststudentinnen kein Problem. Im Gegenteil, sie scheinen sogar darauf abzufahren, auch auf den Mann mit Mütze und blauer Arbeitshose. Das Problem war nur der schrille Schrei, mit dem Katja ihn am frühen Morgen geweckt hat. Als er die Augen öffnete, saß sie mit vorgehaltener Hand im Bett, ihr Blick auf ihm, seine Mütze war verrutscht. Katja war so schnell aus seinem Leben verschwunden, wie sie gekommen war.

Die darauffolgenden Stunden hat er in einer Trägheit verbracht, keine Möglichkeit hat er mehr gesehen, sich aufzuraffen, aus dem zerwühlten Bett hervorzukriechen, um nachzusehen, ob sie vielleicht die Eingangstür offengelassen hat in ihrer Panik.

Es ist kein Ohr, ich glaube nicht, dass du das sehen willst. In ihrer Anwesenheit konnte er keine Worte finden und später, wenn er allein war und sich in seinem Bett krümmte, dann kamen nur mehr zerrissene Wortfetzen über seine Lippen, blieben dort hängen oder segelten lautlos zu Boden.

Natürlich hätte er mit offenen Karten spielen können, hätte ohne Mütze daherkommen können. Aber dann wäre der erste Anblick ein anderer gewesen. Dann wäre der erste Anblick nicht Marius gewesen, Marius mit den Gletscher-Augen und der coolen Mütze. Man hätte nicht in den

Augen gelesen oder gesucht, was man eben so liest und sucht in jungen und offenen Augen. Nein, dann wäre er in eine andere Kategorie abgesackt, in eine Kategorie, in der man sich gar nicht erst in die Augen blickt. In der man wegschaut, zu Boden vielleicht, oder sich gleich abwendet. Und wenn man einen Blick riskiert, dann einen mitleidigen. Nein, mit diesen Karten wollte Marius nicht spielen. Nicht mit den Alien- und Missgeburt-Karten. Er kaufte noch ein paar Mützen und versuchte, keiner Frau mehr in die Augen zu blicken.

Ganz selten flackern sie noch auf, die Zukunftsfotografien. Weit hinten an der Netzhaut, schnell schließt er dann die Augen und geht in die Bar.

Wanja ist kein Freund großer Gesten. Meist ist er ohnehin beschäftigt und dazwischen fährt sein Körper wohl eine Art Energiesparprogramm. Seit Jahren kennen sie sich, doch was heißt kennen, gesprochen haben sie noch nicht viel miteinander, aber das bloße Aufeinandertreffen, das tägliche, oder manchmal auch nur alle paar Tage, gibt Marius das Gefühl von Verbundenheit. So wie der Umstand, dass sie die gleichen Sachen berühren. Wanja schiebt die Gläser oder die Espressotassen über die Bar, Marius trinkt und schiebt sie zurück. Zweierlei Fingerabdrücke, die übereinander kleben. Das kann manchmal schon genug sein an Kontakt.

Was hast du zu essen, Wanja?, dieser Satz geht immer.

Wanja stapelt Kisten und bringt sie mit einem kleinen Karren nach hinten.

Watuschki, sagt er, kommst du später.

Marius geht wieder hinauf in seine Wohnung, schiebt eine Pizza in den Ofen, er braucht zuerst etwas Deftiges, bevor er Watuschki essen kann, Wanja weiß das.

Nach dem Essen geht er zur Leinwand, schnippt mit dem Mittelfinger darauf. Manche Dinge müssen eben sein und das mit dem Kontrollschnippen ist so ein Ding. Das Geräusch, das die Leinwand zurückwirft: *dum dum dum*.

Spannung okay, sagt Marius laut.

Jetzt kann er den Kreidegrund auftragen. Auch das nimmt wieder etwas von der Angst, von den Zacken im Magen. Der Anfang ist überstanden, es läuft. Dieses ekelhafte Davor, es ist das Schlimmste. Die Minus-Zeit. Kurz vor dem Anfang, wenn er schon bereit ist, aber nicht kann. Wenn die Leinenfäden ihn anstarren, scheinbar jeder einzelne auf das Dunkelgold wartet, auf Adele wartet, so wie er damals auf sie gewartet hat, Stunde um Stunde nicht wusste, wie er der Leere entkommen kann.

Nach der Grundierung beginnt erst die positive Zeitrechnung. Aber die Angst schwingt trotzdem mit, sie ist ein langatmiger Begleiter, ein Schatten während all dieser Tage. Die Angst vor den Farben, vor dem Motiv, im Großen und Ganzen die Angst vor dem Dunkelgold und seinen Antworten.

Eine ungewöhnliche Farbe, wie bekommen Sie das hin?, hat der Galerist gefragt.

Lange mischen, Marius hat sich nicht darauf eingelassen. Niemals würde er ihm erzählen, wie er das hinbekommt. Erinnerungen aus leergeschlafenen Tagen. Dafür gibt es kein Rezept.

Marius schleudert den Pinsel in das Abwaschbecken, der Kreidegrund ist fertig. Jetzt ist die Leinwand weiß. Zum x-ten Mal scannt er die Oberfläche, bäugt sie noch mal aus allen Winkeln und sucht nach Unregelmäßigkeiten. Aber es sind keine zu finden. Er wischt sich die Hände an der blauen Hose ab, zieht sie hoch und verknotet sie neu. Die

verschwitzten Haarsträhnen schiebt er unter die Mütze, kommt sich vor, als hätte er stundenlang Sport betrieben.

Die Watruschki schmecken köstlich. Marius sitzt am Tisch gegenüber der Bar.

Wie bekommen Sie das hin? Während er kaut, denkt er wieder an den Galeristen und seine blöden Fragen. Und daran, dass er selbst niemals Wanja fragen würde, wie er das hinbekommt. Wie ein derart stämmiger Riese wie Wanja so etwas Zartes wie diese Watruschki zustande bringt. Holzfäller könnte Wanja sein, mit seinen karierten Hemden, die über dem Bauch spannen, und seinem Vollbart, oder auch Totengräber, Jäger. Das alles passt nicht zu dieser flaumigen Topfenspeise, aber wer bestimmt schon, was zusammenpasst? Marius lässt den noch lauwarmen Hefeteig auf seiner Zunge zergehen und sieht sich um. Sein Tisch in der Nische des kleinen Lokals ist bedeckt mit allen möglichen Tageszeitungen, außer ihm sind kaum Gäste hier. Wie immer. An der Bar ein Anzugträger, der alle paar Minuten ein Glas Wodka bestellt, an einem der kleinen Tische ein älteres Paar. Sie sprechen leise, Gott sei Dank. Es ist unerträglich, die Gespräche anderer Menschen mithören zu müssen. Er würde sich nicht auf das Zeitunglesen oder Nachdenken konzentrieren können. Mit der Musik ist es anders, Wanja findet immer die richtige Lautstärke, gerade so, dass störende Gespräche anderer Menschen unter der Musik versteckt werden. Er spielt CDs von Tschairowski, Strawinsky und Rachmaninow. Manchmal auch Borodin, aber der ist schwer auszuhalten. Dann bleibt nur die Flucht wieder nach oben ins Atelier, aber wenn er von dort gerade hierher geflohen ist, dann hilft nur mehr der Gin. Es gibt auch Tage, an denen die Musik gar nicht zu hören ist, an

denen Marius in aller Ruhe Zeitung liest, Gin und Espresso trinkt oder einfach nur sinniert. Er wird nicht angesprochen, er wird nicht alle paar Minuten gefragt, ob er denn noch etwas bestellen möchte. Wanja lässt ihn in Ruhe. Und sollte er mal wegmüssen, stellt er Marius sicherheitshalber eine ganze Flasche hin.

Marius trinkt aus, es ist Zeit, nach Hause zu gehen.

Zahlen!, sagt er, aber Wanja reagiert nicht. Er sieht sich eine Dokumentation über einen Boxkampf an, sitzt rittlings auf einem Sessel und blickt aus einem unnatürlich steilen Winkel auf den Fernsehapparat, der über der Bar hängt. Der Anzugträger ist auf dem Barhocker zusammengesackt, lehnt mit dem Rücken an der Wand und schläft. Marius möchte gehen. Er möchte am nächsten Morgen früh aufstehen und die Farbe anmischen. Wenn er sich nicht bald ins Bett legt, wird er es nicht schaffen. Er könnte verschlafen, eine elende Vorstellung.

Zahlen!, sagt er noch mal in den riesigen Rücken hinein. Er sammelt die ausgebreiteten Zeitschriften zusammen, möchte etwas Ordnung schaffen, sie auf einen Stoß legen, was aber nicht mehr gelingt. Seine Bewegungen sind unkoordiniert geworden in den letzten Stunden. Es geht auf Mitternacht zu, Marius steht auf und hebt die Hand zum Gruß, Wanja ebenso. Sie werden ein andermal verrechnen. Er verschwindet durch die Tür mit der rot blinkenden Schrift, die »*Russische Spezialitäten*« verspricht.

Marius braucht viel Platz, um sein Atelier zu durchqueren, eine Schneise muss immer frei sein, für Situationen wie diese. Oder für Situationen, in denen er gar nicht mehr aufrecht gehen kann. Ein Desaster wäre es, würde er welche von seinen Bildern beschädigen, womöglich der Länge nach in eines hineinfallen, das zum Grundieren auf dem

Boden liegt. So wie jetzt, wo es sich gerade noch haarscharf ausgeht und wo er nichts als Erleichterung darüber spürt, nicht vollkommen betrunken zu sein.

Wo ist deine Küche?, hat Katja damals gefragt.

Hinter den Pizzaschachteln, hat Marius geantwortet. Fast alle Lebensbereiche sind ins Atelier integriert. Es ist *ein* Leben, hat er gesagt, warum soll ich es in Räume aufteilen? Das Vorzimmer befindet sich unmittelbar hinter der Eingangstür, ein bis zwei Schritte lang vielleicht, das ist Ermessenssache. An der Innenseite der Tür ein Haken für seine Jacke, daneben der Platz für Schuhe. Wer braucht schon für eine Jacke und zwei Paar Schuhe eigene Möbelstücke oder gar einen eigenen Raum? Das Wohnzimmer befindet sich irgendwo in der Mitte des Ateliers, immer gerade dort, wo die Couch steht. Derzeit hat Marius die rote Couch an die lange Wand geschoben, sie wirkt wie eingeklemmt zwischen den riesigen Leinwandstapeln. Den Couchtisch hat er selbst gemacht, ein Holzbrett auf einem Stapel Ziegelsteine. Das Brett ist voll mit Farbklecksen und Pinselstrichen, oft auch mit Essensresten. Dann fegt er sie mit einer Handbewegung weg oder schnippt sie auf den Fußboden. Die dunklen Dielenbretter sind ohnehin bunt verspritzt, schön anzusehen, vermutlich aber sehr schmutzig, Marius geht dennoch immer barfuß. Er liebt es, wenn sich die eingetrockneten und steinharten Farbhäufchen in seine Sohlen bohren.

Er bleibt beim Regal stehen und nimmt den großen Wecker, stellt ihn auf sieben.

Wecker eins okay, sagt er laut.

Der nächste Wecker steht auf dem Fensterbrett, er stellt ihn ebenfalls auf sieben.

Wecker zwei okay.

Marius geht weiter, steuert die beiden grün gestrichenen Holztüren im hinteren Teil des Ateliers an. Ein kleines Schlafzimmer und ein winziges Badezimmer, unnötiger Luxus, wie er findet. Er könnte genauso gut auf der Couch schlafen und sich im Küchenbecken waschen, was er des Öfteren auch tut, aber das war eben alles schon so, als er hierhergezogen ist. Im Bad nimmt er die Mütze ab und betrachtet sich im Spiegel. Früher, da konnte er ohne Mütze nicht schlafen, aber das ist längst vorbei. Keine Frauen, keine Tarnkappe. Zumindest in der Nacht. Er bürstet seine Haare durch, sie fallen leicht wellig bis auf die Schultern, wenn er sie öfter waschen würde, hätten sie vielleicht wieder den Glanz von früher. Auf der Waschmaschine steht ein kleiner silberner Digitalwecker. Er soll eine Minute früher läuten als die im Atelier. Marius schiebt das Schnäppchen nach oben.

Wecker drei okay, sagt er und geht ins Schlafzimmer.

Dort wirft er sein Shirt und seine Hose über die Kleiderstange. Zwei Wecker stehen auf der kleinen Holztruhe, dem einzigen Möbelstück, das er aus seinem Elternhaus mitgenommen hat. Alle anderen Dinge sind mir egal, hat er zu dem Anwalt nach dem Tod des Vaters gesagt, er könne das Haus räumen lassen, aber die Truhe, die würde er brauchen.

Diese schäbige Holztruhe, hat der Anwalt gefragt. Wofür?

Die Wahrheit ist, dass Marius es selbst nicht weiß. Vielleicht eine dumme Entscheidung.

Er stellt die beiden Wecker ein, jeweils eine weitere Minute früher als die anderen.

Wecker vier okay.

Wecker fünf okay.

Er sagt es in lautem Ton, tief aus der Brust heraus, als ob er einen militärischen Befehl zur Zufriedenheit seines Vor-

gesetzten ausgeführt hätte. Dann fällt er ins Bett und tappt ohne hinzusehen nach dem Wecker auf dem Nachtkästchen. Dabei landet seine Hand in der Schale, die mit Herzsteinen gefüllt ist, einige davon kullern auf den Boden. Er nimmt den Wecker und hält ihn dicht vor sein Gesicht, sucht die Rädchen und Schnäppchen und als sie einrasten, stellt er ihn erleichtert wieder zurück. Wenn er ihn richtig eingestellt hat, sollte er als Erstes läuten. Fünf Minuten vor sieben.

Wecker sechs okay.

Marius murmelt nur mehr und dreht das Licht ab. Verschlafen wäre das Schlimmste. Er könnte nicht nur den Zeitpunkt verschlafen, an dem er aufstehen muss, er könnte den Morgen verschlafen, den Vormittag, ganze Tage könnte er verschlafen und nicht mitbekommen, wann er aufwachen müsste, um einfach nur sein Leben zu leben, zu malen und zu Wanja zu gehen. Er würde das Mischen der Farbe versäumen, das Kreisen des Pinsels und das Fließen des Leinöls.

Trotz seiner wankenden Bewegungen ist es ihm gelungen, alle Wecker zu stellen. Wird das ausreichen? Was, wenn er trotzdem verschläft?

Adele konnte er nicht wachkriegen. Kein Wecker der Welt konnte sie wachkriegen. Genauso könnte es ihm ergehen. Irgendwo hat er noch ein paar in Reserve und nimmt sich vor, sie am nächsten Tag zu suchen und aufzustellen. Am besten, er würde es sofort tun. Aber sein Bett dreht sich ein wenig und er kann vor Müdigkeit keinen Finger mehr rühren, geschweige denn aufstehen. Er kann an nichts anderes mehr denken als an das Dunkelgold.

Marius überlegt, wo er mit dem Aufräumen beginnen soll. Auf der Arbeitsplatte stapeln sich Teller und Schüsseln,

auch dort vermengen sich Lebensbereiche, es ist sowohl eine Arbeits-Arbeitsplatte als auch eine Küchen-Arbeitsplatte. Eine natürlich gewachsene Einheit, so wie alles hier im Atelier, samt ihm selbst und seinen blauen Arbeitshosen. Hinter dem Geschirr steht der Hasenleim, daneben das Glas mit den eingeweichten Pinseln. Marius beginnt bei den leeren Pizzaschachteln, mittlerweile ein riesiger Haufen neben der Eingangstür, und trägt sie zum Altpapier. Das war es dann mit Aufräumen, er hat genügend Platz geschaffen, um sich Cornflakes zu machen. Aber zuerst geht er eine Runde durch die Wohnung, Wecker aus, Wecker aus, murmelt er sechs Mal hintereinander und stellt sie alle ab.

Es ist erst halb sieben, er ist vor dem Klingeln aufgewacht, und es regnet. Das ist nicht gut. Nach den Cornflakes ein Espresso und nach dem Espresso das Warten auf besseres Licht. Bei Regen sind die Lichtverhältnisse im Atelier nicht vorteilhaft. Genaugenommen sind sie schlecht. Er schleicht den halben Vormittag in der Wohnung herum, sortiert Farbtuben, viele hat er nicht, denn er mischt die meisten Farben selbst aus Pigmenten. Er wäscht und trocknet die eingeweichten Pinsel, baut sich aus zwei Holzböcken und einer Platte eine neue Ablagefläche und legt alles auf. Ordnung zu machen ist längst fällig, die Spachteln werden poliert, Pinsel nach Größe und Dicke sortiert und in die Mitte gelegt. Die Öle, Fläschchen und Tuben kommen auf die linke Seite und die Gläser mit den Pigmenten auf die rechte. Ein letztes Mal noch reckt er den Kopf aus dem Fenster, so hat er sich diesen Tag nicht vorgestellt, und als der Hunger sich meldet, versperrt er die Tür und geht zu Wanja. Im Stiegenhaus muss er noch einmal umdrehen, er hat vergessen, seine Schuhe anzuziehen.

Heute gibt es Soljanka, Wanja fragt erst gar nicht und stellt Marius einen riesigen Teller auf den Tisch.

Endlich mal wieder, sagt Marius, nur weil es Sommer wird, darfst du nicht aufhören, Eintöpfe zu kochen!

Wanja lacht und deutet zum Fenster, wo Sommer?

Die russische Küche kann tröstlich sein, an Tagen wie diesen ist es die Wärme des Eintopfs. Wanja hat ihn mit verschiedenen Fleischsorten und Pilzen gekocht und wie immer mit seinen Salzgurken. Marius verbringt den Rest des Tages bei Wanja, später spielen sie Karten, und als er merkt, dass sie ihm aus den Händen fallen, geht er nach Hause.

Mir ist doch egal, sagt Ivanka. Kannst du sieben Mützen über deine Kopf tragen, musst du nur eine Mütze über deine Stängel ziehen.

Wanja bietet nicht nur Essen an. Genauso wenig wie Marius ihn fragt, wie er die Köstlichkeiten hibekommt, fragt er auch nicht, wo er die Mädchen hibekommt. Alle zwei bis drei Wochen legt Wanja den Kopf schief und nickt Marius zu. Morgen?, fragt er dann mit seiner *dum dum dum*-Stimme, die so tief klingt wie die gespannte Leinwand. Er deutet dabei mit dem Kopf nach oben. In den ersten Stock, zum Cousinenzimmer. Wanja nennt eine Uhrzeit und einen Namen, das genügt.

Tags zuvor war es wieder so weit. Als er die Soljanka abserviert hat, hat Wanja mit dem Kopf nach oben genickt. Und da bei diesem Wetter nichts Besseres zu tun ist, hat Marius zurückgenickt.

Die Bettwäsche ist frisch überzogen, die rote oder die schwarz-goldene, da kann er sich auf Wanja verlassen. Niemand spricht auch nur ein überflüssiges Wort, weder Wanja

noch die Mädchen. Eine einfache und schnelle Sache. Aber irgendwie fühlt sich diese Sache nicht korrekt an, es bleibt immer ein schales Gefühl. Marius würde am liebsten schon fertig sein, bevor alles anfängt. Es findet statt, weil es eben stattfinden muss, von Zeit zu Zeit. Und ganz selten, so wie heute, gibt es Ansätze zu einem Gespräch.

Geht es dir gut?, fragt er Ivanka.

Was bitte Frage?

Marius sieht Bilder von Unterkünften vor sich, in denen Menschenhändler Mädchen in kargen Räumen hausen lassen, sie mit Versprechungen von einem besseren Leben in ein anderes Land gelockt haben, mit Drogen gefügig machen und schlagen.

Alles gut?, fragt er noch mal. Ich meine, bist du frei? Hast du genug Geld?

Hinlegen! Ivanka drückt seinen Brustkorb nieder und setzt sich auf ihn. Etwas wie Fügsamkeit überkommt ihn, eine Bestätigung dafür, wo man mit Fragen hinkommt, nämlich nirgendwo. Er lässt es sein, versucht, die wenigen Minuten bei der Sache zu sein und einen Teil dessen zu erleben, was in seinem Alter selbstverständlicher Teil des Lebens für einen Mann sein sollte.

Ivanka blickt die ganze Zeit aus dem Fenster, eine russische Adelige, die einen Ausritt macht und hoch zu Pferde ihren aristokratischen Kopf reckt, um die Landschaft zu bewundern. So eine könnte sie sein, völlig fehl am Platz hier in diesem kleinen Kabinett eines kleinen russischen Restaurants. Aber für ihn gerade richtig, denn sie sieht ihn nicht an.

Das Wetter scheint besser zu werden, die Vorhersage für die kommenden Tage ist gut.

Sagt Sonne, Wanja deutet hoffnungsvoll auf den Bildschirm. Marius springt auf, Sonne bedeutet gutes Licht und gutes Licht bedeutet malen. Würde er in seiner Malerei versinken, sollte er sich mit Lebensmitteln eindecken.

Warte, sagt Wanja und legt ihm einen handgeschriebenen Zettel hin, ist Rechnung.

Die Rechnung besteht aus unzähligen Posten, wird schon stimmen, denkt Marius. Alles über fünf Euro ist das Essen, alles darunter die Getränke, ein einziger großer Posten, Ivanka. So einfach ist das. Marius würde auch nicht nachfragen, wenn Wanja ihm keinen Zettel schreiben würde. Es ist Vertrauenssache.

Hör mal, Wanja, er zögert, ich möchte dich etwas fragen. Die Mädchen, also Ivanka, er zieht seine Mütze tiefer ins Gesicht, wo ...

Ist Cousine, sagt Wanja und legt seine Hand auf Marius' Unterarm. Macht gerne. Meiste Mädchen sind Cousine oder Cousine von Cousine. Er klopfte Marius auf die Schulter, keine Sorge, dreht sich um und verschwindet hinter dem Schnurvorhang.

Die Luftfeuchtigkeit draußen ist hoch, der Regen vorbei. Marius überquert die Straße, geht zum Türken gegenüber. Er weiß nicht, wo seine Angst geblieben ist. Ein Hochgefühl windet sich plötzlich die Magenwand hinauf bis zur Kehle, als wollte es von dort hinausgesungen werden. Aber singen würde nicht zu ihm passen.

Er wird die kommenden Tage vor der Leinwand verbringen, mit ihr und mit dem Dunkelgold verschmelzen, er wird in seinen Erinnerungen wohnen, sie werden aus der Leinwand herauskriechen, er wird sie wieder zurückmalen und zwischendurch türkische Dosengerichte essen. Es wäre nicht das erste Mal, an solchen Tagen schafft er es oft nicht

einmal die zwei Stockwerke hinunter zu Wanja, muss sich also selbst versorgen, sich vorbereiten. Am besten wären mehrere Doppelpackungen Pizza, die gibt es aber im türkischen Supermarkt nicht, nur Lahmacun mit Lamm, meist abgelaufen. So hat er sich auf die Dosen eingestellt, der Türke hat eine große Auswahl. Woanders geht Marius in letzter Zeit kaum hin. Er möchte sicher sein, dass niemand ihn anspricht, und außerdem bewegt er sich gerne zwischen den fremden Silben, schlängelt sich mit dem Einkaufswagen zwischen den Üs und Ös und kauft sich Gerichte, von denen er lange nicht wusste, worum es sich handelt, weil er die Beschriftungen nicht lesen konnte. Mittlerweile hat er sie alle durch.

Im Atelier ist es längst dunkel geworden, Marius räumt den Einkauf in die Küchenecke, macht seine Abendtoilette und bereitet alles für den nächsten Morgen vor.

Wecker eins okay.

Wecker zwei okay.

Dieses Mal beginnt er mit sechs Uhr, stellt alle der Reihe nach.

Wecker drei okay.

Wecker vier okay.

Jede Minute einer, nur so kann es klappen.

Wecker fünf okay.

Sie werden ihn zwingen, aufzustehen.

Wecker sechs okay.

Marius hofft, dass sie alle funktionieren, dass nicht einem von ihnen vielleicht in der Nacht die Batterie ausgeht. Oder mehreren. Er hätte keine Chance, das im Schlaf zu bemerken. Es könnte auch sein, dass er die Schnäppchen bei den beiden Weckern im Atelier nicht fest genug gedrückt hat. Er steht noch mal auf und sieht nach. Die Schnäpp-

chen befinden sich oben, Gott sei Dank. Es könnte aber immer noch sein, dass sie irgendwann kaputt werden und sich nach dem Einstellen wieder lösen. Was, wenn es genau heute in der Nacht passiert? Er würde es nicht bemerken und schon wären es nur mehr vier Wecker, die läuten. Die Wahrscheinlichkeit, sie zu überhören, ist bei vier Weckern wesentlich höher als bei sechs. Was, wenn er so tief schläft, dass er sie überhört?

Mit einem Satz springt Marius aus dem Bett, er hat die Eier vergessen. Ohne frische Eier keine Eitempera, keine Basis, kein Dunkelgold.

Der Türke öffnet schon um sechs Uhr morgens, das kommt ihm gelegen. Er hebt die blaue Arbeitshose vom Boden auf und zieht sie an, schlüpft in die offenen Chucks und geht hinunter. Das Morgenlicht ist zweigeteilt, weit oben trifft die Sonne schon auf die Glasscheiben der Wohnhäuser, unten ist es noch schattig und kühl. Marius ist wie so oft der erste Kunde beim Türken, die Frau mit dem Kopftuch müsste ihn längst kennen, aber weder grüßt sie, noch sieht sie ihn an. Ein Grund mehr, hier einzukaufen.

Er geht mit der Eierpackung in der Hand zurück zu seinem Wohnhaus, winkt Wanja, der gerade Getränkeboxen aus seinem Transporter lädt und sie zum Seiteneingang des Restaurants karrt. Marius blickt auf die Sachen, die sich neben dem Auto stapeln. Ein Sack mit Mehl, unzählige Packungen Topfen, eine Schachtel mit Hefewürfeln. Watruschki. Marius grinst und muss schlucken.

Im Treppenhaus empfängt ihn ein sirrendes Geräusch. Als er im ersten Stock ankommt, hält er kurz inne. Es kommt nicht aus dem Cousinenzimmer, das Sirren wird lauter und in dem Moment, als ihm bewusst wird, wo es

herkommt, nimmt er zwei Stufen auf einmal. Er wünscht sich, er hätte einen automatischen Fingerprint-Türöffner oder einen Retina-Scanner, alles, nur keinen Schlüsselbund, der sich in den Untiefen der Hosentasche befindet und dann zu Boden fällt. Hoffentlich wird niemand von den Nachbarn wach, aber die alten Leute sind vermutlich längst aufgestanden. Endlich ist die Tür offen, er stürmt zu den beiden Weckern im Atelier, die Schnäppchen sind noch sehr gut in Schuss. Wecker aus.

Er hetzt ins Bad und ins Schlafzimmer. Wecker aus. Wecker aus.

Er lässt sich aufs Bett fallen und schnaubt. Wie konnte er das vergessen? Es ist zwölf Minuten nach sechs, er hätte daran denken müssen, fast immer wird er lange bevor die Wecker klingeln wach.

Eine dünne Stimme dringt von draußen in das Atelier hinein, Eierschachtel im Flur!

Danke, ruft Marius hinaus und wartet, bis er den alten Mann ein Stockwerk weiter unten keuchen hört, bis die Alte-Leute-Geruchswolke zeitversetzt hinter ihm nachwahrt, und holt dann die Eier. Warum sie alle diesen ranzigen, abgestandenen Geruch mit sich herumtragen, da ist der Hasenleim noch leichter auszuhalten, denkt er.

Der Geruch seiner Großmutter fällt ihm ein. Sie hat gut gerochen, irgendwie erdig. Etwas mit Pflanzen war immer um sie. Auch der Geruch seiner Mutter ist ihm gut in Erinnerung. Er liebte es, sich in ihren Haaren zu vergraben, wäre ihr gerne unter die Haut gekrochen. Adeles Geruch hatte etwas von frisch gebackenem Kuchen, warm und dann noch mit Puderzucker bestreut. Gott sei Dank hat er sich diesen Geruch bewahrt und nicht den anderen, von dem er nur noch eine Idee hat.

Zwei ganze Eier schlägt Marius in einer Plastikschüssel auf und verquirlt sie mit dem Schneebesen. Mit jedem Schlag wird sein Puls schneller. Das Mischen der Eitempera führt ihm wieder alles vor Augen, Adele ist da, sie lächelt das Kind an und streicht über seine Wange. Er gibt Wasser und Leinöl dazu, der Duft von Biskuit zieht in seine Nase, sein Puls wird noch schneller und ab diesem Moment kann er das Dunkelgold schon erahnen, obwohl noch kein einziges Farbpigment in der Mischung ist. Er füllt die Masse in eine kleine Flasche, verschraubt sie und schüttelt sie. Vor seinen Augen verschwimmt alles, beginnt zu glänzen. Nicht gleich ist die Mischung homogen, noch ziehen Fäden von Weiß durch das Eigelb. So wie die Vergangenheit Fäden ins Heute zieht. Er fragt sich, wie es wohl wäre, wenn man die Vergangenheit mit der Gegenwart genauso durchschütteln würde, wohin würden die Fäden verschwinden?

Erst nach längerem Schütteln verbindet sich alles zu einer flaumigen Masse, die Basismischung ist fertig. Jetzt erst kommen die Farbpigmente dazu. Marius geht zur Arbeitsfläche, die Schraubgläser mit den fein vermahlenden Pigmenten stehen dort aufgereiht. Er öffnet die Deckel. Der Blick in die Gläser ist eine Reise in alle Erden, ein Eintauchen in die Böden der Kindheit, ein Suchen und Finden von unterirdischem Leben aus einer anderen Welt.

Vier verschiedene Farben bereitet Marius vor, um später daraus das Dunkelgold zu mischen. Eine Feuerprobe, jedes Mal aufs Neue, obwohl es längst Routine sein könnte. Er öffnet das erste Schraubglas, Gelber Lehm. Wo es wohl herkommt, dieses Pulver mit seiner mystischen Fähigkeit? Es dringt ihm unter die Kopfhaut, als ob er Töne hören würde, langgezogene Klänge lassen seine Haarwurzeln vibrieren. Er

streut etwas von dem Pigment in den Porzellanmörser, gibt Leinöl dazu, rührt und drückt mit dem Stößel. Ein Schuss Eitempera aus der Flasche und weiterrühren. Genauso mischt er die anderen Pigmente, das Ocker-Braun und das Umbra-Khaki, jede Farbe hat ihren eigenen Mörser. Langsam beginnt es um ihn herum zu glänzen und zu schimmern, dann streut er das letzte Pigment in eine Schale. Für ihn ein ganz besonderes, er hat das Gefühl, dass es alles zum Leuchten bringt. Siena-Gelb, die Diva aus den Erden der Toskana. Er zerdrückt die Klümpchen, gibt wieder Leinöl und Eitempera dazu, dosiert und prüft fortwährend. Ein ständiger Wechsel aus Pulver, Flüssigkeit und Staunen.

Die Farbe scheint tatsächlich zu funkeln, er legt den Stößel zur Seite, stellt die Schale zu den anderen und betrachtet sie mit glänzenden Augen.

Ein Griff zur Kaffeetasse, ein Schluck vom Espresso. Es ist ruhig geworden, kein Klappern mehr, kein Rühren, keine Bewegungen.

Marius betrachtet die Farben in ihrer Reinheit, möchte sich Zeit lassen, jeder einzelnen seine Aufmerksamkeit widmen, bevor er sie zum Dunkelgold vermischt. Er kann sich nicht sattsehen, verliert sich darin und vergisst die Zeit. Nur schwer kann er seine Augen von ihnen lösen.

Irgendwann dreht er sich um und holt eine Messingschale aus dem Regal. Ganz langsam beginnt er. Mit gebücktem Rücken steht er an der Arbeitsplatte, mit kleinen Löffeln dosiert er. Eine heikle Sache, wie viel von welcher Farbe? Er kennt diesen Reiz, wegnehmen lässt sich nichts mehr, aber dazugeben. Nach und nach wird es zu dem, was er sich vorstellt, es zieht ihn immer tiefer in seinen Bann. Er rührt und rührt weiter, das Holzstäbchen klingt hell an dem Messing, das Dunkelgold entsteht. Der Geruch der geschlagenen Eier,

der Erdpigmente, das alles lässt ihn schneller atmen, sich schneller bewegen. Nicht nur die Farbe zieht Kreise, sein ganzer Körper schwingt mit, kreist um die Farbe, um die Schale.

Er kreist um Adele.

Er spürt die Farbe in allen Zellen, sie schwappt an die Membrane, schießt durch seine Blutgefäße und Nervenbahnen. Elektrische Teilchen entladen sich, bis er die Messingschale zur Seite stellt und das Krachen hinter der Stirn spürt, den Schmerz hinter seinen Augen nicht mehr ignorieren kann. Die Farbe ist das geworden, was er wollte und was er ertragen kann. Und trotzdem ist es unerträglich. Ein Höhepunkt ist erreicht, er weiß nicht mehr weiter. Er wirft das Holzstäbchen über seinen Kopf quer durch das Atelier, er tritt einen Schritt zurück und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Er braucht eine Pause, braucht einen Gin.

Die Wandvertäfelung scheint ihm entgegenzukommen, der Schwindel kommt meist mit den Kopfschmerzen.

Marius setzt sich auf einen Barhocker, einen Gin und einen Espresso, sagt er.

Wanja zögert es hinaus, er macht zuerst den Espresso, tut so, als ob er die Maschine reinigen müsste, Kaffeebohnen nachfüllen und das ganze Brimborium. Kurze Moment, sagt er und stellt ihm zwischendurch ein Wasserglas hin. Es ist erst Mittag und Marius durchschaut das Getue: Wanja gibt ihm um diese Uhrzeit nicht gerne einen Gin. Es soll so aussehen, als ob er vor lauter Kaffeemaschinen-Reinigen die Bestellung vergessen hätte, er verschwindet hinter dem Klackern des Vorhangs, man hört ihn von irgendwoher geräuschvoll hantieren.

Marius setzt sich an den kleinen Tisch in der Nische gegenüber der Bar. Er betrachtet ihn als seinen Tisch,

noch nie hat sich jemand anderer dort hingesetzt. Außer Wanja natürlich. Die wenigen Leute, die in das Restaurant kommen, gehen meist einige Schritte in den Raum hinein und setzen sich dann an einen der anderen Tische. Wanja bemüht sich, das sieht man, die Tische haben alle ein blaues Tuch und eine kleine Vase mit Plastikblumen. Der Privattisch jedoch, an dem Marius nun sitzt, hat niemals ein Tuch und ist meistens verklebt, dort liegen die Spielkarten und Tageszeitungen.

Wanja schiebt seinen massigen Körper hinter dem Schnurvorhang hervor, er balanciert zwei Teller, einen Brotkorb und Besteck und setzt sich zu Marius.

Reste, sagt er, muss gegessen.

Sie essen schweigend, die Soljanka ist sicher schon einige Tage alt, aber wen kümmert das schon. Muss gegessen, da hat der Russe sicher recht. Der Fernseher läuft, ein Boxkampf wird ausgetragen. Hin und wieder legt Wanja den Löffel weg und fährt die Faust aus, er scheint mitzukämpfen, ist höchst konzentriert und murrte etwas in seinen Vollbart, als der scheinbar Falsche am Boden liegt.

Nach dem Essen bringt Wanja ihm einen Gin, stellt ihn wortlos vor Marius auf den Tisch und räumt die Teller ab. Geht doch.

Marius liest Zeitung, geht zwischendurch vor die Tür und überprüft das Wetter. Das Licht wäre perfekt zum Malen. Er geht wieder hinein, trinkt noch einen Gin, liest noch eine andere Tageszeitung. Der Nachmittag zieht sich hin, die Musik aus dem *Nussknacker* tänzelt aus der Anlage. Noch einen Gin. So lange, bis es draußen dämmt, bis das ohnehin schummrige Lokal fast nebelig wirkt. Marius hat immer noch Kopfschmerzen, er hat bei der überstürzten Flucht aus seinem Atelier vergessen, eine Tablette zu nehmen.

Komme gleich wieder, sagt er in Wanjas Richtung und geht in seine Wohnung hinauf. Es dauert eine Weile, die Tabletten sind nicht auf Anhieb zu finden, vielleicht sollte er irgendwann Ordnung in seiner Medikamentenkiste schaffen. Er hinterlässt ein Chaos an Schachteln und Blister, Döschen und Beipackzetteln auf seiner Waschmaschine. Er schleicht um die Leinwand, riecht an den Farben, dreht sich schnell wieder um und geht.

Morgen wird der richtige Zeitpunkt sein, denkt er. Morgen, nach dem Aufwachen, wird er wissen, wie er beginnen soll und wo das Dunkelgold hingehört. Morgen.

II

Es gibt keinen Platz hier. Eine Nacht, das war der Deal. Und außerdem, er zögert, ich habe selber zehn Probleme.

Sie lacht, das glaube ich nicht, so siehst du nicht aus!

Dann sagen wir eben neun, es ist ihm egal, was sie jetzt denkt. Ich habe Zwänge, sagt er, ich habe Angstzustände und ich habe ein körperliches Problem, ein sehr schwerwiegendes noch dazu.

Ich bin kein Mann, von dem man sich auch nur irgendetwas erhoffen könnte, ich spreche nicht mal gerne.

Das waren nur vier, sagt sie.

ALS MARIUS IN DAS LOKAL zurückkommt, bleibt er stehen und weicht einen Schritt zurück. An seinem Tisch sitzt jemand. Die Frau passt nicht hierher, das sieht er auf den ersten Blick. Ihr Gesicht ist schwer wahrzunehmen, es ist hinter einem hellen Schleier aus Sommersprossen verborgen. Ocker mit viel Elfenbein. Sie hat seine Zeitung in der Hand, liest den Artikel, den er begonnen hat, würde gerade noch fehlen, wenn sie auch sein Glas ausgetrunken hätte. Aber neben seinem Gin steht ihr Glas, Wanja tauscht es gerade gegen ein neues aus.

Die Frau hebt kurz ihren Kopf, liest aber gleich wieder weiter.

Marius überlegt, sich an einen der anderen Tische zu setzen, aber nein, er ist nicht irgendein Gast hier, er ist Stammgast. Das ist sein Tisch, man sieht doch, dass der nicht für normale Gäste ist.

Er räuspert sich. Ein bisschen wenig Platz hier, sagt er.

Die Frau streckt ihm ihre Hand entgegen. Colette, sagt sie und lächelt.

Marius hebt seine Hand, streckt sie ihr aber nicht entgegen, er legt sie auf seinen Kopf, muss kontrollieren, ob die Haare über den Ohren liegen, muss die Mütze richten, sich vergewissern, dass nichts verrutscht ist. Marius, sagt er dann und nimmt schließlich ihre Hand, dabei fällt ihm auf, dass er sich nach dem Farbenmischen am Vormittag noch nicht gewaschen hat. Seine Hand ist voller Flecken, das Siena-Gelb und das Umbra kleben an seinen Fingern und Handgelenken.



Elke Steiner, geb. 1969, lebt und arbeitet im Burgenland und in Wien. Betreibt ihre Praxis für japanische Körpertherapien mittlerweile in reduziertem Ausmaß, um als Autorin tätig zu sein. Sie schreibt Lyrik und Prosa, ihre Texte finden sich in Literaturzeitschriften, im Hörfunk und in Anthologien. 2018 erschien ihr erster Roman „Über das Licht gedreht“.

Autorenfoto: Sindy Brunner

Elke Steiner in der edition keiper:



Über das Licht gedreht Roman

ca. 230 Seiten
Gebunden / Pappband
€ 22,50 (A) / 21,88 (D)
ISBN 978-3-903144-63-7

Hanna, Ehefrau des eloquenten Immobilienmaklers Bruno Behringer, ist mit ihrem Baby alleine im Auto unterwegs, als sie sich, von Dunkelheit und Regen überrascht, von Erschöpfung übermannt, ein Zimmer in einem kleinen Landhotel nimmt. Warum ist sie seit Tagen ungewaschen und trägt dieselbe schmutzige Jogginghose? Und warum lässt sie ihre Kleine über Nacht alleine im Auto? Wohin ist sie unterwegs und was hat sie vor?

Von Beginn an werden wir in den Sog einer leidenschaftlichen, aber brüchigen Beziehung gezogen und fragen uns, wie es möglich ist, sich so nahe zu sein und dennoch so viel voreinander zu verbergen. Bruno und Hanna bedienen sich nur selten der Lüge. Sie haben etwas Besseres gefunden:

den unerschütterlichen Glauben an ihre Beziehung, eine große Jugendliebe, an der sie beide festhalten wollen, jeder auf seine Art.

Doch dann geschieht alles auf einmal. Die Welt von Hanna und Bruno braucht nur wenige Tage – und nichts ist mehr wie es war. Als wenn ein Damm bräche, birst das fragile Konstrukt. Wir erleben, wie sich das vermeintlich Perfekte verändert, Stück für Stück auflöst und schließlich in alle Feinteile zerbröselt. Brunos selbstische Sicht auf sein Leben, sein Lavieren und seine Zweigleisigkeiten rasen genauso schnell dem Nichts entgegen wie Hannas heile Welt ...